

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 226. Bromberg, den 23. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Er mochte nicht heimgehen, noch minder zum Meister. So schlich er denn zum Städtchen hinaus an eine einsame Stelle und warf sich da ins rote Heidekraut nieder und weinte sein Weh aus.

Er weinte nur um den armen Freund. Erst als er ruhiger geworden, kam ihm der Gedanke an sich selbst und wie er nun ohne Führer und Lehrer dastehe. Aber da weinte er nicht mehr, ruhig und gefaßt grübelte er darüber nach, was er nun beginnen müsse.

Erst am Abend kam er heim.

Die Mutter erschrak, als sie ihn sah.

„Was fehlt dir?" rief sie. „Du bist totenblaß!"

„Es ist nichts," wehrte er ab, „ein bißchen Kopfweh. Morgen früh bin ich wieder ganz gesund — ich verspreche es dir."

Dieses Versprechen hielt er auch.

Still und ruhig ging er am nächsten Morgen an die Arbeit. Er hatte seinen Entschluß gefaßt. „Ich kann Deutsch lesen, schreiben und sprechen," sagte er sich. „Was mir fehlt, sind Bücher. Kann ich mir die auftreiben, so bleib' ich. Ich werd' mir schon selbst weiterhelfen."

Und er grübelte darüber nach, wie er sich Bücher verschaffen könne. Es hatte dies große Schwierigkeiten, denn nur wenige Leute in Barnow hatten deutsche Bücher. Der Stadtarzt stand im Rufe großer Menschenliebe, und Schlome Grünstein war ein sanfter, gütiger Mensch — „aber," fürchtete Sender, „vielleicht halten sie mein Streben für töricht oder sündhaft und verraten mich doch."

Ein anderer Weg dünkte ihm sicherer und klüger. Die einzige große Bibliothek des Städtchens, ja des Kreises, fand sich im Kloster der Dominikaner. Sie stammte aus einstigen Tagen, da der Orden noch sehr reich gewesen und sich diesen Luxus erlauben konnte. Auch deutsche Bücher gab es da, sogar auffallend viele, und darunter solche, die man wahrlich in einer gottgeheiligten Bücherei nicht vermutet hätte.

Es hatte dies seine eigene, sonderbare Bewandtnis. Als das Land unter österreichische Herrschaft gekommen, da war die kluge k. k. Militärverwaltung, die im Namen und Geiste Kaiser Josephs das Land organisierte, mit Eifer und Glück beflissen gewesen, in jedes Kloster, welches man nicht aufheben wollte oder konnte, doch mindestens zwei Patres aus den deutschen Erblanden zu bringen. Und wo es nur irgend anging, wurde einer von ihnen zum Prior gemacht. Es geschah dies aus leichtbegreiflichen Gründen. Die Interessen des deutschen Priesters waren von denen der Regierung in dem eben gewonnenen Lande nicht verschieden. So war auch im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Säkulums ein kluges, behäbiges Mönchlein aus dem Breisgau, Pater Stephanus, Prior zu Barnow geworden und blieb an die vierzig Jahre da. Aber so sanft und leicht er auch sich und den Brüdern das Joch des gottgefälligen Berufs auflud, er fühlte sich doch nie recht wohl im fremden Lande und ließ sich darum als Tröster mindestens aus der Heimat so viele deutsche Bücher kommen, als der Klostersäckel nur immer bezahlen konnte. Der gute Stephanus las gern ein gutes Buch und stapelte die Klassiker in langer Reihe auf, aber fast noch lieber mag der dicke, fromme Herr schlechte Bücher gelesen haben, sofern sie nur amüsant waren. Als die Patres nach seinem Tode die Bibliothek inventierten, entsetzten sie sich nicht wenig und lasen im frommen Schreck jedes solche Buch mehrere Male. Dann aber kam der sonderbare Schatz allmählich in Vergessenheit und im währenden Zeitenlauf legte sich auch über die Bücher des Stephanus dieselbe Staubdecke, welche die schweren, frommen Folianten bedeckte. Denn das Kloster verarmte immer mehr, die Brüder rekrutierten sich aus immer niedrigeren Ständen, und so fanden sich schließlich nur noch mit Mühe die Lehrkräfte für die Klosterschule, obwohl da wahrlich nur sehr schlichte Weisheit vorgetragen wurde.

Die Bibliothek stand verödet und außer den Spinnen und Mäusen waltete nur noch ein einziger Mann in den beiden hohen, düsteren Sälen. Das war der einstige Meier, und jetzige Hausverweser des Klosters, Fedko Hayduk, jener alte, schweigsame Mann, dem einst der kleine „Senderko" so gut gefallen hatte. Er sorgte seinem Auftrage gemäß dafür, „daß nichts wegkomme", aber er hielt sich nicht für verpflichtet, entgegenzuwirken, wenn sich das Vorhandene mehrte. Und so ward die Staubdecke immer dichter, die Zahl der Mäuse immer stattlicher.

Auf den Fedko nun setzte Sender seine Hoffnung oder vielmehr nur auf die schöne, kupferige Nase des Mannes. Er wußte von dem vermodernden Bücherschatze im Kloster, wie jedes Kind in Barnow, und wußte auch, daß es nur von Fedko abhänge, ihm den Zugang zu verschaffen.

„Ein Mann," dachte er, „der eine solche Nase im Gesichte trägt, wird wohl nicht unbarmherzig sein, wenn man sich ihm mit freundlichen Worten und gutem Schnapse nähert."

Und diese Probe wagte er denn auch schon in den nächsten Tagen. Da suchte er den Alten in seiner Stammkneipe auf.

Fedko saß in derselben Ecke, wo er seit manchem Jahr zu sitzen pflegte, und trank still und lächelte stumm vor sich hin. Er war ein einsamer Zecher und überflüssiger Rede fast so abhold wie dem Wasser, sofern es nicht gebrannt war.

„Ei guten Tag, lieber Fedko," begann Sender freundlich, indem ihm das Herz vor banger Erregung wie ein Hammer schlug, „täglich jünger, auf Ehre, täglich! Wie lange ist's schon her, daß wir nicht geplaudert haben? Vielleicht schon ein Jahr! Da habe ich dich vom Meierhofe der Mönche nach Barnow mitgenommen. Du mußtest rasch zurück — es war dein Namenstag!"

„Ja, ja," nickte der Alte freundlich und blickte dann wieder in sein Glas.

„Wir haben so lustig geplaudert, du hast mir von den vielen Mäusen in der Bibliothek erzählt."

„Hm! — wirklich!"

„Und hast mich gefragt, ob ich kein Mittel dagegen weiß. Ich wußte keins. Aber neulich habe ich ein sicheres Mittel erfahren."

„Ich glaub, du irrst dich," sagte Fedko bedächtig. „Ich habe die Mäuse nie töten wollen. Warum? Es sind ja auch Geschöpfe Gottes —"

„Aber sie zernagen die Bücher."

„Kränkt dich das?"

„Nein — ja —" stotterte Sender verlegen.

Aber da kam ihm ein rettender Gedanke.

„Lassen wir die Mäuse," rief er. „Eben fällt mir ein, es ist heute genau ein Jahr, daß wir beisammen waren. Heute ist ja dein Namenstag."

„Nein, lieber Senderko!"

„Schade!" rief dieser. „O, wie schade! Eben wollte ich zu Ehren des Tages eine Flasche Slibowitz bestellen."

„So, so!" Der Alte dachte nach, lange und gewissenhaft.

„Nein," sagte er dann, „so leid es mir tut, heute ist nicht mein Namenstag!"

„Dann wollen wir ihn im voraus feiern," rief Sender. „He — eine Flasche!"

Der Slibowitz erschien. Fedko leerte langsam das eingeschenkte Glas und schnalzte zufrieden mit der Zunge.

Dann blickte er den Jüngling freundlich an und sagte: „Nun sprich nur gerade heraus!"

„Was?"

„Was du von mir willst!"

„Ich — hm! Wirklich nichts —"

„Nur der alte Herrgott hat Wunder getan," sagte Fedko langsam und wuchtig, „und dann sein Sohn, der Herr Christus. Aber jetzt geschehen keine Wunder mehr. Und darum zahlt kein Jude einen Slibowitz, wenn er nicht etwas will."

„Nun ja! Aber du verrätst mich nicht?"

„Ich!"

„Ich weiß, du bist kein Schwätzer. Auch bist du ein guter Mensch und wirst mich nicht unglücklich machen. Also — ich möchte die Bibliothek der Mönche anschauen."

Fedko dachte lange nach, wohl fünf Minuten. Endlich sagte er: „Ich habe fragen wollen: Wozu? Aber das geht mich nichts an. Gar nichts. Also: bloß anschauen? Ja!"

„Und mir ein Buch nach Hause mitnehmen, und wenn ich's zurückbringe, ein anderes!"

„Nein!" erwiderte der Alte sofort und entschieden. „Nicht um die Welt! — nicht um fünf Gulden! Der Prior hat gesagt: „Fedko, du stehst dafür, daß nichts wegkommt!" Ich stehe dafür."

„Aber ich bringe es wieder! Bin ich doch in deiner Hand — ein Wort von dir macht mich unglücklich."

„Daß nichts wegkommt!" wiederholte Fedko nachdrücklich, „und wenn ein Buch bei dir ist, so ist es nicht in der Bibliothek."

Gegen diese Logik war nichts einzuwenden. Sender seufzte tief auf.

„Aber vielleicht ist es dir wenigstens erlaubt", bat er, „mich täglich auf zwei Stunden bei den Büchern einzusperren? Ich verspreche dir — ich — ich feiere dann wöchentlich deinen Namenstag . . ."

Wieder dachte der Alte nach, sehr lange.

„Ja", sagte er dann.

Sender atmete auf. Sie verabredeten, daß er täglich von zwölf bis zwei Uhr bei den Büchern bleiben dürfe. Das waren seine einzigen Freistunden; um halb zwölf begann in der Werkstätte die Mittagspause. Freilich blieb ihm dann wenig Zeit zum Essen, aber was konnte ihm daran liegen! . . .

„Noch eins", sagte Fedko. „Ich habe gehört, daß die Juden viele böse Zaubereien können. Nicht aus Schlechtigkeit, sondern nur wegen des jüdischen Glaubens Und da drinnen sind heilige Bücher — wirst du da keine Hexereien verrichten? Und wie, wenn du den heiligen Geist daraus vertreibst — und dann kommt der Herr Prior und sucht ihn, weil er ihn gerade braucht, und findet ihn nicht mehr —"

Nachdem Sender ihn auch darüber beruhigt und mit furchtbaren Eiden geschworen, dem heiligen Geist nichts anzutun, gab der Alte endlich nach

„Gut! Also morgen! Kurz nach dem Mittagsläuten bei der Tartarenpforte"

Neuntes Kapitel

Die „Tartarenpforte" war eine Hinterpforte des Klosters, die in ein einsames Gartengäßchen mündete, in dem nur zuweilen, und dann auch nur in der Dämmerung, ein Liebespaar zusammentraf. Ihren Namen hatte sie aus den alten, blutigen Tagen, wo die Tartaren in einem der zahllosen Grenzkriege zwischen Polen und der Türkei das Kloster belagert hatten und endlich hier eingedrungen waren, um die „Geschorenen des bleichen Götzen" zu töten.

Am nächsten Tage, als es zu Mittag läutete, stand Sender hier harrend und trotz der warmen, fast sommerlichen Herbstsonne klapperten seine Zähne wie Kastagnetten, und ein Fieberfrost durchzitterte seine Glieder. Man legt altgewohnten Aberglauben nicht so leicht ab, wie ein abgetragenes Gewand. Er war in der Anschauung aufgewachsen, daß man die Augen niederschlagen müsse, wenn man an diesem Hause vorbeigehe, daß es eine Todsünde sei, es zu betreten.

„Ich werde jetzt ein Abtrünniger", sagte er leise vor sich hin. „Ist es das Opfer wert?"

Aber er bezwang sich, biß die Zähne aufeinander und blieb. Und bald, nachdem der letzte Schlag der Mittagsglocke verhallt war, trat auch Fedko heraus, einen mächtigen Schlüsselbund in der Hand.

„Mittag!" sagte er. „Komm!"

Sender folgte entschlossen, aber seine fieberhafte Erregung war so groß, daß er sich unwillkürlich an die Wand lehnte, um nicht umzusinken. Er atmete schwer, seine Augen schlossen sich.

„Krank?" fragte Fedko.

„Nein, nein!" stammelte er mühsam.

Und gewaltsam raffte er sich auf und folgte, wenn auch wankenden Schritts.

Sie gingen einen langen Korridor hinab. Es ward immer dunkler um sie, feucht und kalt schlug ihnen die Luft entgegen, grünlicher Schimmel überzog die Wände.

„Der Korridor des Severin," erklärte Fedko.

Vor einem mächtigen Kruzifix blieb er stehen.

„Hier haben die verdammten Heiden den Prior Severin erschlagen Es war ein neunzigjähriger Greis. Hier an der Wand unter der Glastafel ist sein Blut und Hirn zu sehen."

Sender wandte den Blick ab.

„Zieh den Hut!" sagte Fedko.

Der Jüngling schüttelte leise den Kopf.

„Komm," bat er dann.

„Du willst nicht?" fragte der Alte. „Warum? Wenn ich in eure Synagoge käme, würde ich auch den Hut ziehen. Man soll keinen Gott verachten, weder den alten, noch den jungen. Der alte kann was, der junge kann was! Aber wie du willst . . ."

Sie gingen weiter und eine Treppe empor. Staub und Moder bedeckte die Stufen, eine Fledermaus erhob sich schwirrend.

„Kommen die Mönche nie hierher?" fragte Sender.

„Nein," war die Antwort. „Es ist ja nur der Aufgang zur Bibliothek. Jeder Mönch hat ohnehin sein Gebetbuch."

„Und die Lehrer der Schule?"

„Der Pater Marcellinus, meinst du, und der Frater Antonius? Die haben jeder drei Bücher in ihrer Klause."

„Ist das genug?"

„Mehr als genug!"

Sender blickte ihn prüfend an — aber der Alte meinte es ernst.

Im ersten Stockwerk tat sich wieder ein langer Gang vor ihnen auf. In einer Nische stand unter einem Kruzifix eine Bank, daneben hingen Geißeln von verschiedener Form und Größe.

„Das ist der Winkel, wo die Pönitenz erteilt wird," erklärte Fedko. „Aber unter unserem jetzigen Prior kommt das selten vor. Er ist ein guter Mann, der auch die Fünfe g'rad sein läßt. Die eigenen Mönche läßt er niemals prügeln und selbst die fremden sehr ungern — nur wenn er Befehl hat . . ."

„Kommen auch fremde hierher?"

„Ei freilich! Oft waren schon mehrere zugleich hier —"

„Auf Besuch?"

„Auf Besuch — hehe! — freilich — aber oft jahrelang und nicht freiwillig. Zu seinem Vergnügen kommt keiner her — das Kloster ist arm und der Wein so sauer, daß ich wirklich lieber Schnaps trinke, obwohl ich den bezahlen muß —"

„Also als Gefangene?"

„Natürlich! — wir sind ja das Strafkloster der Ordensprovinz. Wenn einer ein Ketzer wird oder den Mädchen so arg nachläuft, daß es eine Schande ist, so kommt er hierher, und wir setzen ihm schon den Kopf zurecht."

„Wodurch?"

„Wir verstehen das!"

Der Alte ergriff mit grimmigem Lächeln eine der Geißeln und hieb durch die Luft, daß es pfiff.

„Ist jetzt so ein Mönch hier?"

„Nein — jetzt nicht — sonst hätte ich dir nicht den Gefallen tun können. Denn wir pflegen diese Gäste an diesem Korridor hier einzuquartieren, in den Nonnenzimmern. Nämlich — damit sie die Geißeln gleich in der Nähe haben — falls es sie etwa gelüstet, sich freiwillig den Teufel aus dem Leib zu treiben . . ."

„In den Nonnenzimmern?"

„Ja — hehe! — In diesen Zellen haben einst, vor hundert Jahren, Nonnen gewohnt — hehe! Nonnen — du verstehst schon! Damals war das Kloster sehr reich und der Prior ein lustiger Mann. Aber als er starb, kam an seine Stelle ein strenger Greis. Der hat keinen Spaß verstanden, der alte Ignatius. Jagt die Weiber hinaus, richtet die Zimmer als Büßerzellen ein, stellt hier an der Ecke die Geißeln auf und der ganze Konvent muß sich vor diesen Zimmern die Waden wund hauen . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Stierkampf in Mexiko.

Von Dr. Walter Hagemann.

Die blutigen Arenakämpfe der Antike sind in unserem Zeitalter durch friedlichere Wettkämpfe ersetzt worden und leben nur noch in den Stierkämpfen der spanischen Länder fort. Auch in diesen selbst sind sie in dauerndem Schwinden begriffen, nachdem ein erfolgreicher Feldzug unter der Flagge der Zivilisation und Menschlichkeit gegen sie geführt worden ist. Nur in Mexiko und im Mutterlande Spanien haben sich die alten Stierkampftraditionen noch ziemlich unverfälscht erhalten.

Der allsonntägliche Stierkampf in der Colonia Roma bedeutet für den Mexikaner etwa dasselbe wie ein Fußballmatch in den Großstädten der angelsächsischen Länder. Ein Völkerzug pilgert in die südliche Vorstadt, wo das ungeheure Eisengerüst der Arena in den Himmel ragt. Kartenschwingende Händler überfallen am Eingang den Besucher: „Sonne oder Schatten, mein Herr?" Schatten kostet das Doppelte. Die Arena ist nämlich ungedeckt, und die Glut der Nachmittagssonne brennt auf die eine Arenahälfte. „Schatten." Über eiserne Treppenstufen betritt man das Innere. Die Arena stellt ein ungeheures Kreisrund dar, das für mehr als 25 000 Menschen Platz bietet. Die Zuschauer sitzen nicht auf Bänken, sondern wie im antiken Theater auf Steinstufen. Für Verwöhnte werden seidene Kissen feilgeboten. Schnell füllt sich der ungeheure Raum.

3 Uhr 25. Die Nervosität des Publikums erreicht ihren Gipfel. Von lauten Zurufen begrüßt erscheint der Vertreter der Stadtbehörde auf seinem Platz; neben ihn tritt ein Hornist, der seine Befehle durch Hornsignal weitergibt. 3 Uhr 30. Die Tore der Arena springen auf, und unter den Klängen des Stierkampfmotivs aus Carmen zieht die Quadrilla ein. Ein Reiter in altspanischer Grandentracht sprengt voran, ihm folgen die Matadores und Bandilleros, die Pferde in ihrer Mitte, endlich das dreiköpfige Maultiergespann, welches das Amt der Totengräber zu versehen hat. Die Gewänder der Toreros sind von großer Kostbarkeit, ein einzelnes soll mehr als 5000 Mark kosten; sie sind andalusischen Ursprungs, reich mit Spitzen und Arabesken verziert. Über die Schultern fällt ein kostbarer Seidenmantel. Vor der Loge des Kampfrichters angekommen, löst sich die Quadrilla auf, die Picadores nehmen Stellung an den hölzernen Schranken, die Capeadores halten ihre Mäntel bereit.

Ein Hornsignal ertönt. Die Tore des Zwingers öffnen sich, und ein riesenhafter Stier springt in den Ring. Eine Sekunde stutzt er vor der vieltausendköpfigen Menge, dann schüttelt er heftig das Haupt und setzt in großen Sprüngen durch die Arena. Einer der Capeadores öffnet den rotseidenen Mantel. Mit dumpfem Brüllen stürzt der Stier darauf zu. Geschickt weicht der Capeador zur Seite, ein anderer öffnet seinen Mantel. Der Stier springt ihn an, und wieder verfehlt er ihn. Wild gemacht durch dieses nutzlose Spiel, stürzt er auf den nächsten Reiter, den einzigen, der ihm standhält. Die Lanze des Reiters bohrt sich tief in den Nacken des Riesen, im gleichen Augenblick wird das Pferd von den Hörnern des Stieres emporgeschleudert, und Roß und Reiter wälzen sich im Sand. Schnell, ehe der Stier zum Stoße ausholt, lenkt ein Capeador ihn mit seinem Mantel ab und rettet den Gestürzten. Der Reiter lebt, dem Pferde sind die Hörner tief in die Weichen gedrungen, und die Eingeweide hängen weit heraus. Schnell wird das zusammenbrechende Tier von den Maultieren aus der Arena geschleppt, während der Reiter ein neues Tier besteigt. In alter Zeit hatte der Reiter die Aufgabe, mit seinem Speer den Stier von seinem Pferde fernzuhalten; dazu gehörte ein starker Arm und ein Roß von bestem andalusischem Blut; heute sind es meist alte Schindmähren, billig erworben, die diesen schnellsten Weg zum Schindanger gehen. Der Stier erledigt das zweite, das dritte Tier; sie werden gräßlich zugerichtet aus der Arna geführt; aber auch in dem Nacken des Riesen klaffen jetzt drei Lanzenstiche.

Der zweite, weniger grausige Akt des Kampfspieles beginnt. Ein Bandillero tritt in die Mitte der Arena, einen kurzen Holzstab in jeder Hand. Diese Stäbe sind mit Papierfähnchen verziert und haben vorn zwei mit Widerhaken versehene Eisenspitzen. Der Bulle stürmt ihn an, und in diesem Augenblick stößt er, geschickt ausweichend, das Pfeilpaar in den Nacken des Tieres. Beide Pfeile müssen an der gleichen Stelle dicht zwischen den Schulterblättern stehen, und in der gleichen Sekunde hat der Bandillero vor den Hörnern des wütenden Stieres auszuweichen, eine Geschicklichkeitsprobe, die in der Welt ihresgleichen sucht. Der Bulle tobt weiter, wilder gemacht durch den neuen Angriff, und sucht durch Schütteln die Pfeile aus seinem Nacken zu stoßen, die er dadurch nur noch tiefer treibt. Der zweite Bandillero tritt in den Ring; ehe man denken kann, stecken vier Pfeile in der Schulter des Opfers. Ein dritter und vierter tritt an, und der Rücken des Stieres ist jetzt übersät mit blutgetränkten Pfeilen.

Nun treiben die Capeadores ihr Spiel mit dem durch Blutverlust schon geschwächten Tier. Es gibt nichts Graziöseres als diese schlanken Tänzergestalten, die mit ihren roten Seidenmänteln das mächtige Tier umspielen und oft haarscharf an seinem Hörnertode vorbeitanzen. Jetzt stehen sie wie Bildsäulen eine Handbreit vor dem schnaubenden Tier, das sich zum Sprunge anschickt, jetzt springen sie elastisch wie Weidengerten zur Seite und beginnen ihr Spiel aufs neue. Das Geheimnis ihrer Kunst ist, daß der Stier nur das rote Tuch, nicht den Menschen angreift. Hält der Capeador den Mantel seitwärts, so verpufft der Stoß in der Luft, schlägt er ihn zusammen, so besänftigt sich der Stier. Ein besonders Geschickter spielt minutenlang mit dem Tier wie mit einem zahmen Hund, während das Publikum in donnernden Beifall ausbricht; bis dann plötzlich der Stier doch seinen Peiniger angreift und ihn so schwer verwundet, daß ihn die Diener wie leblos aus der Arena tragen.

Ein neuer Hornstoß! Der letzte Akt hebt an. Der Matador tritt in den Ring. Er trägt ein prächtiges Seidengewand und in der Hand einen Degen und eine kleine rote Flagge. Geschickt wie eine Katze umspielt er das mächtige, noch immer gefährliche Tier, während er in immer neuen Wendungen das rote Tuch vor den Augen des Stieres schwingt. Der Stier hält ermattet eine Sekunde in seinem Angriff still. Diesen Augenblick erspäht der Matador und stößt ihm das Schwert bis an das Heft in die Schulter. Aber der Degen scheint weder Herz noch Lunge getroffen zu haben, denn in verdoppelter Wut erhebt sich der Stier und stürzt sich aufbrüllend auf seinen Feind. Die Capeadores retten durch schnelles Ausbreiten ihrer Mäntel den Matador vor dem Todesstoß. Diesem wird ein neuer Degen gereicht. Schon pfeift der Pöbel, denn es ist nicht Brauch zuzustoßen, wenn noch der erste Degen in der Schulter steckt. Der Matador reißt einen Pfeil aus der blutigen Schulter und zieht mit diesem den Degen heraus, der blutrot zur Erde fällt. Unter dem Pfeifen der Menge holt der Matador zum zweiten Stoße aus. In diesem Augenblick beginnen die Knie des gewaltigen Tieres zu schwanken, sein Kopf sinkt vornüber, und mit einem dumpfen Laut bricht es zu Boden.

Das Publikum braust in frenetischem Jubel. Ein Aufatmen geht durch die Menge, nach zwanzig Minuten der Spannung hört man wieder das Ausrufen der Eisverkäufer und das Klingeln der Straßenbahnen draußen. „Wie schauerlich", sagt mein Nachbar und schüttelt sich. Die Mexikanerin an meiner Seite hat die ganze Zeit wie ein Marmorbild gesessen, nun wendet sie sich mit glänzenden Augen zur Seite und ruft: „Ganz herrlich, nicht wahr?"

Inzwischen haben sich die Tore der Arena geöffnet, die Maultiere schleppen den toten Stier hinaus, und die Arenawärter mit Harken und Sandsäcken gehen daran, den Kampfplatz für das nächste Treffen in Stand zu setzen.

Diese sechs Bullen, die nach einander zur Strecke gebracht werden, stellen, es ist wahr, große Anforderungen an die Nerven der Zuschauer. Aber sie enthüllen auch menschlichen Wagemut und menschliche Todesverachtung in so grandioser Weise, daß man sich mit der Grausamkeit des Schauspiels teilweise aussöhnt. Unzählige Male geht in zwei Stunden der Tod an dem Leben eines jungen Menschen vorbei, nur Geistesgegenwart und Zusammenspiel aller retten ihn. Im Vergleich damit ist ein Fußballspiel nur eine Zurschaustellung von Kraft und Schnelligkeit, die durchaus im Rahmen des Alltäglichen bleibt.

Nach dem Drama darf auch das Satyrspiel nicht fehlen. Während sich die ungeheuren Räume des Theaters langsam zu leeren beginnen, machen sich die Straßenjungen daran, in der noch blutigen Arena „Stierkampf" zu spielen. Da gibt es viel Gelächter; wenn einer die Jacke wie eine Capa vor sich hält und der anstürmende Gegner, sie verfehlend, sich im Sande wälzt. Mit einem Holzklötzchen wird dem Opfer der Todesstoß gegeben, und drei Buben schleppen es an den Beinen wie einen toten Stier aus der Arena. Das ist der Nachwuchs für künftige Stierkämpfer, die im Lande großen Ruhm genießen und deren Kampfgeheimnisse sich durch Generationen vererben.

Bevor der Wächter die eisernen Tore verschließt, ist es noch Zeit, einen Blick in die Landschaft zu werfen, die zu Füßen des Zuschauers liegt. Amphitheatralisch bauen sich die Terrassen der Stadt, die waldigen Höhen und die kahlen Bergwände hintereinander auf, um ihren Abschluß in fernen Schneebergen zu finden. So blickte der Römer vom Zirkus Maximus über die ewige Stadt und genoß die weichen Linien der Albanerberge, nachdem er sich an dem blutigen Schauspiel der Gladiatoren geweidet hatte.

Wie die Druiden ihre Toten begruben.

Neue Forschungsergebnisse.

Von Ralph E. Zuar.

Leichenverbrennung bei den Druiden. — Reichverzierte Urnen. — Sieben Urnen in einem Grab. — Die geheimnisvolle Zahl. — Druidensteine und Zeichen.

In Mesopotamien, Indien, Ägypten, den Ländern der klassischen Ausgrabungen, entdeckt man immer wieder neue Schichten von Überresten ehemaliger Kulturen. Eine wurzelt in den Resten der andern. Neuerdings, nachdem die Arbeit durch den Krieg unterbrochen worden war, hat man auch in Europa wieder mit Ausgrabungen begonnen, die an vielen Stellen so eigentümliche Funde zutage förderten, daß es einer gewaltigen Arbeit bedarf, alle diese an getrennten Stellen gefundenen archäologischen Schätze zu sichten, sie miteinander zu vergleichen und um aus ihnen das Bild der Vergangenheit nach Möglichkeit naturgetreu zu rekonstruieren. In Frankreich, Böhmen, Süddeutschland und in der letzten Zeit hauptsächlich in England, fand man Reliquien der Vergangenheit, die jeden Aräologen entzücken.

Hoch oben auf einem Plateau, von dem der Blick über das wunderbar romantische Tal des Derwent hinübergleitet nach den Hügeln, wo die Römer ihre letzten nördlichen Festen errichtet hatten, müssen die Druiden ihre Heimstätten aufgeschlagen haben. Vielleicht auch wohnten sie im Tal des Derwent oder an den Hängen der Berge und kamen nur herauf, um ihre Toten nach uralter Sitte auf dem Berge zu bestatten. Sie verbrannten ihre Leichen. Es muß ein wunderbarer Moment gewesen sein, wenn die Totenfeuer auf den Bergen aufloderten, in deren Flammen die Seelen der Verstorbenen, einem unbekannten Kult entsprechend, ins Jenseits kamen. Die Asche wurde sorgfältig gesammelt, in tönerne Urnen gefaßt, und in gemeinsamen Gräbern untergebracht. Sonderbarerweise findet man stets sieben solcher Urnen in jedem dieser Gemeinschaftsgräber. Was bedeutet dies? — War eine Familie nur dann vollzählig, wenn ihre Mitglieder mindestens sieben zählten? — Wir sind auf Vermutungen angewiesen, denn noch ist es nicht möglich gewesen, hinter die Geheimnisse der Druiden zu kommen, die eine wenn auch scheinbar primitive, so doch schon gut entwickelte Kultur hatten, die sicher von irgend einem noch größeren und älteren Kulturvolk selbst stammte. Immer finden wir die Zahl sieben in den Überresten an Zeichen und Bauten wiederkehren, die uns die Druiden zurückließen. Die Zahl sieben muß eine heilige, geheimnisvolle gewesen sein. Sieben Urnen fanden sich in jedem der gefundenen Gräber, sieben Pfeilspitzen dienen als Verzierung auf dem Hals der Urnen. Sieben aufrechte Steine bezeichnen die Opferstelle des Druiden oder den Ort, wo sie sich um die Priesterin scharten, um den Segen der Götter zu erflehen.

Die gefundenen Urnen sind ungefähr 50 Zentimeter hoch und an der Öffnung 35 Zentimeter breit. Der Boden der Urnen ist jeweils eiförmig, so daß man sie nicht aufstellen kann. In ihnen, soweit sie nicht zerbrochen und der Inhalt zerstreut lag, fanden sich ausgeglühte Knochenreste von menschlichen Körpern. Neben den Urnen lagen ebenfalls sieben kleinere Schüsseln, die man als Schalen für Räuchereien erkannte. Die Gräber waren ausgemauert und enthielten vermutlich noch Holzgestelle, um die Urnen aufzunehmen. Von diesen Gestellen ist natürlich nichts mehr übrig geblieben, da ja auch die Urnen selbst teilweise unter dem Druck der hereingebrochenen Erdmassen eigentümliche Formen angenommen haben. Der Unterschied in den Urnen der bisher geöffneten Gräber liegt in der Verzierung am Rand und um den Hals. Während fast immer sieben Speerspitzen abgebildet sind, unterscheiden sich die übrigen Verzierungen auffallend voneinander. Man muß annehmen, daß es sich um verschiedene Familien eines Stammes handelte, die hier ihr Erbbegräbnis angelegt hatten. Eine der Räucherschalen ist aus sehr einfachem, rohem Material und hat eine Zeichnung, die dem griechischer Meander ähnlich sieht. Die übrigen Schalen sind Meisterwerke in ihrer Art. Die Dekorationen könnten gestern von einem modernen Zeichner entworfen worden sein. Interessant ist auch, daß man in diesen Urnengräbern außerdem mehrere Feuersteinwerkzeuge fand, ein Zeichen, daß die Verwendung von Material zur Herstellung von Instrumenten, Werkzeugen und Waffen damals noch eine ziemlich geringe war. Immerhin muß auch darauf hingewiesen werden, daß in der näheren und weiteren Umgebung das Derwent nirgends Feuersteine vorkommen, so daß diese Instrumente demnach durch den Verkehr oder Handel aus anderen Gegenden geliefert worden sind. Es ist nicht unmöglich, daß rege Handelsverbindungen mit einem größeren Kulturzentrum bestanden. Man glaubte zuerst, es handele sich um Begräbnisstätten, welche vielleicht im oder um das Jahr 1000 v. Chr. entstanden sind. Wahrscheinlich muß man aber doch zeitlich noch etwas weiter zurückgehen, denn keinerlei Werkzeuge, aus Metall bearbeitet, wurden gefunden.

Arbor Low, die uralte Burg, deren Zweck und Ziel man nicht kennt und dessen Erbauer ebenso im Dunkel des grauen Altertums, an der Grenze zwischen dem Geschichtlichen und dem Prähistorischen verschwindet, steht in der Nähe der Gräber mit den sieben Urnen. Ein ebenso geheimnisvoller Steinkreis steht auf einer Anhöhe und blickt über das nahe Tal des Darley. Der Hügel, auf dem das Schottenschloß „Stancliffe Hall" steht, trägt auf umgestürzten Steinsäulen geheimnisvolle unbekannte Schriftzeichen. Sollten sie nicht mit jenen Druiden, die ihre Toten auf den flammenden Holzstößen der Berge verbrannten, in Zusammenhang stehen? Die Zahl 7 ist für die Druiden charakteristisch, überall, wo wir sie finden, können wir auf die Anwesenheit jener alten Kultur schließen.



Bunte Chronik



*** Die amerikanische Frau studiert Börsenspekulation.** Von dem lobenswerten Grundsatz ausgehend, daß es die vornehmste Pflicht einer Hochschule ist, der studierenden Jugend das geistige Rüstzeug für den Kampf ums Dasein zu liefern, hat die amerikanische Frauen-Universität in Wellesley, im Staate Massachussetts einen Kursus für Börsenkunde, verbunden mit praktischen Übungen in der Börsenspekulation eingerichtet. Der Begründer und Dozent dieses neuen Lehrfachs ist der Volkswirtschaftler Professor Lawrence Smith in Welleslen. Professor Smith hat eine Klasse von 52 Studentinnen höherer Semester — höhere Semester im akademischen Sinne natürlich — gebildet, die er vermöge eines höchst eigenartigen Systems in die Geheimnisse der modernen Finanztechnik einzuweihen sucht. Der Klasse ist nämlich von dem Professor der Auftrag erteilt worden, ab 21. Oktober an der Hand des Kurszettels theoretische Börsengeschäfte in Aktien und Obligationen zu tätigen. Jede Studentin beginnt mit einem allerdings fiktiven Kapital von 25 000 Dollars und disponiert von Tag zu Tag nach eigenem Ermessen. Diese theoretischen Börsenspekulationen sollen bis zum 1. Januar fortgesetzt und die Ergebnisse dann analysiert werden. Da sich die amerikanische Presse der Sache bemächtigt hat, so ist man in der Lage, die Börsenmanöver der Damen von Wellesley mit sportlichem Interesse zu verfolgen. Es läßt sich sagen, daß sie sich bislang glänzend gehalten haben. Ihre leider nur theoretischen Gewinne beliefen sich auf mehr als 14 000 Dollars, denen Verluste von nur 660 Dollars gegenüberstanden. Es scheint also, daß mit der Ertüchtigung der weiblichen Börsenspekulanten ein guter Anfang gemacht und der amerikanischen Frau ein neues und aussichtsreiches Feld der Betätigung erschlossen worden ist. Einige amerikanische Zeitungen machen allerdings darauf aufmerksam, daß die theoretische Börsenspekulation, wie sie in Wellesley betrieben wird, insofern einen Haken hat, als es in der Praxis nicht ganz so leicht ist, Wertpapiere an der Börse im Handumdrehen zum notierten Kurs loszuwerden.

Lustige Rundschau



*** Wörtlich.** Zirkusdirektor (zum Akrobaten): „Mehr als 100 Mark monatlich kann ich Ihnen nicht zulegen." — Akrobat: „Damit kann ich keine großen Sprünge machen."

*

*** Ein unzulänglicher Gasthof.** „Wie sind Ihre Zimmerpreise?" — „6 Mark im ersten Stock, 5 Mark im zweiten, 4 Mark im dritten und 3 Mark im vierten." — „Ich danke sehr und bitte tausendmal um Entschuldigung, Ihr Gasthaus ist mir nicht hoch genug."

*

*** Charleston.** Herr: „Ich finde diesen Tanz auf die Dauer recht eintönig." — Dame: „Vielleicht treten Sie mich zur Abwechslung mal auf den linken Fuß."

*

*** Spitzig.** Frau Gerichtsaktuar Dünkelmeier: „Einen schönen Hut haben Sie, Frau Gehobene Kanzleisekretär Schlotterbein. Schon vor zwei Jahren hat er mir gefallen; jetzt bin ich aber geradezu von ihm begeistert."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.